

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 81.

Dienstag, 22. März

1932.

Das Haus der Dämonen



Ein Roman um den alten Goethe

von Hans von Hülse

(Schluß).

Eselchen wurden gemietet und fertiggemacht, derweil die drei vor einer dörflichen Trattoria in der Sonne frühstückten; sie kletterten in den Sattel und ritten auf steinigem Pfade, den die Tiere wunderbar sicher nahmen, zu den beiden Seen, die verwunschen in die Berge gebettet lagen, dem Albaner See und dem Nemisee, auf dem einst die Prachtgaleeren römischer Kaiser geschwommen hatten.

Aber während sie oberhalb des tief in die Berge gebetteten silbernen Spiegels hielten, ward August plötzlich bleich, Schwindel fiel ihn an, fast wäre er vom Tier geslitten, der rasch hinzuspringende Preller mußte ihn stützen. Restner machte ein besorgtes Gesicht, er gab dem Maler insgeheim einen Wink, die Rückkehr zu beschleunigen. Doch in Albano wurden ein paar Stunden Rast nötig; im Schatten einer uralten Steineiche erholte sich der Kranke langsam. So schnell die Pferde laufen konnten, ging es nach Rom zurück. Aber da sie den Freund die Stufen zu seinem Quartier emportrugen, glühte er im Fieber. Sie betteten ihn, Preller blieb bei ihm, legte ihm feuchte Kompressen auf die brennende Stirn, während Restner eilte, den Arzt zu holen.

Er kam — Doktor Prati, ein junger Mann von bestem Ruf, da er in Padua studiert hatte. Er beugte sich über den von Schüttelfrösten hin und her geworfenen Kranken, untersuchte ihn, maß die jählings zu schwindender Höhe emporgestiegene Temperatur, befühlte den fliegenden Puls.

Er halte es für eine Hautkrankheit, sagte er; aber draußen, im Wohnzimmer, fing er gegen Restner so gleich davon zu sprechen an, daß in der Stadt mehrere Fälle von schwarzen Blattern beobachtet seien — und wie viele seien ganz gewiß nicht beobachtet. Offenbar habe die Geißel, so fuhr er in seiner geläufigen Sprache fort, von Neapel her ihren Einzug gehalten, wo sie zwischen dem aus Armut unsauberen Volke eigentlich nie völlig erlösche. Es sei ja Hoffnung, daß er sich irre, daß einfach die Erkältung, deren der Herr Legationsrat Erwähnung getan, mit einer ungewöhnlichen Gewalt aus dem Körper breche. Heute könne man noch nichts sagen. Er empfahl einstweilen schweißtreibende Mittel und ging.

Der junge Preller übernahm es, die Nacht über auf den Kranken achtzugeben; er rief den Nachbar Weyer herbei, der sogleich bereit war, sich mit ihm in Wache und Pflege zu teilen. Als Restner, besorgt, um die Dämmerung noch einmal kam, schlief der Kranke, und er konnte mit einem Hoffnungsschimmer nach Hause zurückkehren.

Die Nacht brach herein. Die beiden Maler saßen an Augusts Bett, der heftig und qualvoll atmete. Sie sprachen nur flüsternd miteinander. Durch den kleinen Raum schimmerte das Öllämpchen, schwarz — hockte die

Finsternis in der großen Höhle des vorhanglosen Fensters. Dann und wann klang von drunten ein Schrei, ein Holpern von Karossen auf dem Pflaster, ein Peitschenknall.

Um Mitternacht schien es, als beruhigten sich die Atemzüge des Kranken. Preller fiel allgemach die Augen zu, der Tag mit seinen Erregungen und auch die Sorge um das kostbare Leben, das er sich anvertraut fühlte, hatten ihn müde gemacht. Aber kaum war er auf seinem harten Lager eingeschlafen, so riß ihn ein Hilferuf hoch, dem ein furchtbares Stöhnen, ein Gegurgel wilder, geradezu tierischer Laute folgte — er sprang in die Tür und sah im trüben Dunkel zwei Männer erschittert miteinander ringen. Von einem plötzlichen Fieberanfall geschüttelt, war August aus dem Bett gesprungen und hatte sich auf seinen Wächter gestürzt. Da er Preller in der Tür erblickte, flog er auf ihn zu. „Ich kann bleiben!“ flüstert er, den Mund dicht am Ohr, wie wenn er ihm geheime Botenschaft zuraunte. „Hören Sie, ich kann bleiben! Immer kann ich bleiben! Niemand braucht mich! Der Vater ist tot! Und die Frau ist in Berlin! ... Frau Legationssekretär — mein Kompliment! ... Alma trägt bei der Hochzeit die Schleppe! Und ich schide — die erste weiße Rose aus dem Garten ...“

Preller liefen Schauer über Schauer den Rücken hinab. Sanft zurend, versuchte er ihn zu Bette zurückzuschaffen. Aber der schwere Körper hing an seinem Hasse wie ein Mühlstein.

„Charles Sterling!“ schrie August plötzlich auf. „Ein Feiner! Ein Seidener! Ein Psiffikus! ... Ihm sei verziehen! Er soll neben Byron begraben werden! — Burgunder!“ raste August plötzlich, daß sich ihm die Stimme überschlug. „Schlechter Burgunder, hunds-miserabler Burgunder! — Mariechen soll tanzen! Höre, Kerl! — Wohl denen, die einen Gott haben! Einen Gott oder eine Mutter — ganz egal, ganz egal!“ Und er brach plötzlich in ein Gelächter aus, das tobend anschwellte und langsam, so wie das Wasser einer Kaskade von Brunnen zu Brunnen fällt, in ein leidenschaftliches Weinen überging.

„Los! Loslassen!“ schrie der Tobende. „Der Edermann ist doch ein Pedant! ... Dreht zu! Dreht die Kelter zu! Der Herr Staatsminister haben alles schon herausgepreßt! — Und wenn der Kronleuchter herunterfällt, schlägt er Lina mit dem Jungen tot!“

Sorgsam trugen sie den Umsichschlagenden ins Bett. Aber kaum hatten sie ihn niedergelegt, sah er schon wieder aufrecht, blickte wild um sich und phantasierte weiter. Plötzlich riß er die Augen auf, so groß wurden die Pupillen, als sähe er in der Dunkelheit ein ferne Bild. „Vater ...“, flüsterten seine vor Fieberhitze aufgesprungenen Lippen; und als habe dies Wort ihn, wie

so oft im Leben, beruhigt, lehnte er sich in die hohen Kissen zurück und wurde still. Beim Schein des Nachtlichts wuschte ihm Preller, dem Angst wie ein Knebel in der Kehle würgte, die dicken Schweißtropfen von der Stirn. Als der Morgen graute, sah er, daß er neben einem Toten gewacht hatte.

An einem dunklen, tiefverschneiten Novemberabend trat in die „Krone“ zu Göttingen ein Reisender, verlangte ein geheiztes Zimmer und trug in das Fremdenbuch seinen Namen ein: Doktor Edermann aus Weimar. Der Wirt, der ihm nach Wirtsart neugierig über die Ahsel geblickt, begann sofort geläufig von Weimar zu sprechen. „Guter Gott! Ist es nicht schrecklich, daß der große Goethe in seinem hohen Alter noch ein solches Leid ertragen muß?“

„Ein Leid?“ — Edermann horchte auf — seit vielen Monaten hatte er kaum ein Wort aus Weimar gehört, nur auf der Rückreise, in Frankfurt, ein paar Briefe des Herrn Geheimen Rats empfangen, aber das war nun schon lange her, dazwischen lag ein wochenlanger Aufenthalt in Nordheim bei der Braut. „Ein Leid? Und welches, Herr Wirt?“

„Nun, daß sein einziger Sohn in Rom am Schlagfluß gestorben ist.“

„Was sagen Sie?! Gestorben...?“

Der Wirt erzählte, was er wußte. Edermann stand da, die schon angezündete Kerze schwannte in seiner Hand, er mußte sie niedersehen, sie wäre ihm sonst entfallen... Zu ihm! Zum Vater! rief es mit lauter Stimme in seinem Herzen; so schnell wie möglich zu ihm!

„Herr Wirt“, sagte er endlich, und die Kehle war ihm wie zugeschnürt: „Ich danke Ihnen für diese Nachricht... Nun ist es freilich überflüssig, daß ich ein Zimmer nehme. Besorgen Sie mir statt dessen Extrapost nach Weimar. Denn Sie mögen wissen, daß ich seit langem die Ehre habe, dem Hause...“ Er brach ab, die Stimme verlagte völlig, er wandte sich ins Dunkel, damit der fremde Mann seine Tränen nicht sähe, die plötzlich quollen.

Er saß, bis zur Nase in Mantel und Decken eingehüllt, in der Chaise und fuhr, zwei Nächte und noch den dritten Tag hindurch, auf schneeverwehten Wegen, auf denen die Pferde sich nur mühsam vorwärts kämpften. Immer, ob nun der Tag mit fahlem Leuchten über den dunklen Tannen emporstieg oder die Düsternis des nächtlichen Harzgebirges über ihm zusammenschlug, immer dachte er: Wie soll ich ihm gegenübertreten — der ich mit dem Sohne von ihm gegangen und nun allein zurückkomme?!... Deutlich sah er jenen Aprilmorgen vor sich, an dem sie zusammen aus Weimar fuhren, und jenen sengenden Julimorgen, da sie vor dem Gasthose in Genua sich trennten: zwei Reisewagen standen vor der Tür, in einen stieg er, in den andern August, der eine fuhr nordwärts, der andre ostwärts, und August winkte noch, bis er um die Ecke verschwunden war...

Am Spätnachmittage klingelte der Schlitten in die Stadt — so frühlich himmelte das Geläut, daß der Reisende es am liebsten verboten hätte, als sie über den Frauenplan glitten. Scheu blickte er hinaus zu den geschlossenen Fenstern, in denen gelblich der Widerschein des Abendlichtes sich spiegelte.

Da er eine Stunde später, säubert und umgekleidet, mit schwerem Herzen auf das Haus zuschritt, traf er die winterlich verummte Gestalt des Kanzlers, der gerade aus dem großen Portale trat. Stumm schüttelten die beiden sich die Hände und stapften eine Weile im Schnee vor der stattlichen Front auf und nieder. Edermann berichtete, auf welche Weise er zufällig die Nachricht erfahren, fragte, seit wann sie hier bekannt sei.

„Seit dem zehnten November, bester Doktor“, sagte der Kanzler.

„Und wie nahm er es auf?“

„Es war die schwerste Stunde in all der Zeit, die ich mit diesem Hause verbunden bin. Ein Brief des Legationsrats Restner aus Rom traf ein, an mich adressiert — mir ahnte gleich nichts Gutes...“

„Uns allen hat ja immer nichts Gutes geahnt, bei diesem Leben, nicht wahr, Herr Kanzler?“

„Ja, ja. Herr von Holtei hat an Frau Ottilie geschrieben, daß er den Todeskeim schon längst im Herzen trug, und das ist wahr...“

„Und — an einem Schlagfluß? So sagte mein Wirt in Göttingen...“

„Nein. Nach Restners Bericht an den Blättern. Ich las den Brief, Sie können sich denken, daß ich mich vollkommen unfähig fühlte, den schweren Gang zu tun. Ich ging zuerst zur Großherzogin, die hohe Frau war aufs tiefste bewegt, sie riet mir, Hofrat Vogel mitzunehmen. So traten wir abends bei ihm ein. Er saß hinterm Tische, wie immer, wir setzten uns ihm gegenüber... was sage ich Ihnen? Noch ehe ich ein Wort gesprochen, hatte er, nur aus unsern Mienen, alles erraten. Ich verstehe Sie, meine Freunde, sagte er und faltete geruhig die Hände. August kommt nicht wieder? — Mir ist so etwas von Divination noch nicht vorgekommen, Doktor! Es war, als wäre er auf mystische Weise mit dem zeitlich und räumlich so fernen Ereignis verbunden gewesen. Ich gab ihm den Brief, rückte ihm die Kerze nahe, er setzte die Brille auf und las. Wir hatten das Schlimmste erwartet, einen Ausbruch, vielleicht eine Ohnmacht, weil wir dachten, er empfinde wie wir. Aber er empfand nicht wie wir. Er faltete das Blatt zusammen. Non ignoravi me mortalem genuisse.“ — Ich wußte, daß ich einen Sterblichen gezeugt hatte, sagte er — und dann füllten sich plötzlich seine Augen mit Tränen. Und unsre auch, Doktor, das können Sie mir glauben. Als er fortging, sagte er noch, gab ich ihn schon verloren. Und er winkte uns, zu gehen — aber es ist mir nie so hart angekommen, ihn allein zu lassen.“

„Und — seither? Denn wir wissen doch, Herr Kanzler, daß alles bei ihm nachkommt, daß er sich zuerst beherrscht, mit übermenschlicher Kraft, und dann...“

Der Kanzler schüttelte langsam den Kopf: „Nein. Er ist ganz ruhig. Er hat auch zu Frau Ottilie, als er sie rufen ließ, nur gesagt: August kommt nicht wieder. Und hat hinzugefügt: Desto fester müssen wir nun aneinanderhalten. Aber das hat ihn nicht gehindert, sofort das ganze Hauswesen umzustürzen, alle Schlüssel zu fordern und ihrem Schuldenmachen ein Ende zu bereiten. Jetzt teilt er selber das Holz aus und läßt das Brot abwägen. Schwer für ihn, aber man kann's begreifen. Während ihrer Abwesenheit ist alles drunter und drüber gegangen. Nun hat er die Schlüssel zum Holzstall unter seinem Kopfkissen...“

Edermann fühlte ein Frösteln über den Rücken laufen.

Er verabschiedete sich rasch, zog den Klingelzug am Portal und schickte Stadelmann zur Frau Kammerlärin hinauf, ihn zu melden. Das Herz schlug ihm, da er, die gewundene Treppe emporsteigend, einen Blick in den Vorplatz warf, wo die vielen flachen Kästen der Mineraliensammlung im trüben Scheine des Windlichtes schimmerten, und hinter der Tür den vertrauten schurrenden Schritt und die teure Stimme hörte.

„Seine Excellenz arbeiten“, sagte Stadelmann und schüttelte den Kopf. „Er arbeitet vom frühen Morgen bis zum Abend. Er übernimmt sich. Es kann nicht gut enden.“

Ottilie war schwarz gekleidet, aber sonst wie immer. Es schien Edermann, als hörte sie nur mit halbem Ohre zu, da er stammelnd sein Beileid hervorbrachte. Sie fragte rasch nach Sterling, und wie er ihn in Genua gefunden.

„Künftig“, sagte sie mit einem schmerzlichen Lächeln, „werden Sie alles, was Sterling betrifft, entscheiden können. Denn nun können Sie sagen: So ist er, und ich kann immer nur sagen: So war er...“

Da spürte Edermann wieder das Frösteln, und er erhob sich schnell aus dem Sessel vor dem toten Kamin. Er wolle zum Vater, sagte er, und es klang schroffer, als es sollte.

Sie hielt ihn nicht; aber auf der Schwelle faßte sie seine Hand und sah ihm mit ihren klaren blauen Augen ins verschattete Gesicht. „Ich glaube nicht, Doktor, daß man durch Heuchelei die Toten ehrt. Ihr solltet das alle nicht glauben und nicht von mir erwarten. Adele hat mir geschrieben, der Augenblick einer ungeheuren Nacht

fertigung sei da. Unsinn! Ich will keine heroische Rolle spielen, mich nicht täuschen, mir nichts einbilden — will keinem Glück ohne Notwendigkeit entsagen . . .“

Eckermann beugte sich über ihre Hand und ging. Auf der dunklen Treppe schüttelte er den Kopf über eine Stärke des Herzens, die zugleich erhob und schauern machte.

Nun kam das Schwerste. Nur zögernd tastete er sich die Stufen hinunter, und mit jeder Klang näher die Stimme, die er so liebte und vor der er jetzt zitterte.

Zaghaft drückte er die Klinke an der Tür hinunter. Goldenes Halbdunkel füllte das Zimmer. Beim Schein von zwei Kerzen sah der Geheime Rat am Arbeitstisch dem Schreiber gegenüber, in seinem weißen Schlafrock, die Hände auf der Platte gefaltet. Hatte Stadelmann schon geplaudert? Wie wenn er ihn erwartet hätte, wandte Goethe ihm ruhig das große Gesicht zu. „Da ist also unser Doktor“, sagte er. „Willkommen, Doktor!“

Er schob den Armstuhl zurück, stand fest und aufrecht da und schloß Eckermann in die Arme. Für eine beglückend lange Sekunde ruhte das Haupt des Jungen an der mächtigen Brust.

„Eure Excellenz sind immer tätig . . .“, stammelte Eckermann, sich aufrichtend, mit einem Blick auf den Schreiber, der sein Gerät zusammenpackte und lautlos verschwand.

„Ja, tätig, tätig!“ Goethe wies auf den Stuhl ihm gegenüber und setzte sich selber. „Die Pflicht, lieber Doktor — das ist ein großer Begriff, und er muß uns nun aufrecht halten. — Sie waren in Straßburg? In Frankfurt? Erzählen Sie mir von Frankfurt!“

Und Eckermann begann beglückt zu sprechen. Ihm war wie einem wahrhaft Heimgekehrten. Verehrend fühlte er: Dies große Herz empfindet nicht wie unsre kleinen Herzen. Und in ihm klang Stolz und Demut des Wortes nach: Ich wußte, daß ich einen Sterblichen gezeugt hatte.

— Ende! —

Goethe.

Von Arthur Silbergleit (Berlin-Wilmersdorf).

Ein Springquell wuchs empor zu Sternen.
Sein Strahl voll plätschernder Musik
Nicht mehr zurück zur Tiefe stieg.
Da kamen Pilger aus den Fernen
Auf wegbestäubten grauen Sohlen,
Den Wunderquell herabzuholen
Zu leeren Krügen und Zisternen.
Doch als sie seinen hohen Sang
Belauschten, beteten sie leise,
Vergaßen ihren Heimatgang.
Versunken in die heilige Weise.

Eierfarben.

Von Charlie Koellinghoff.

Kurz vor Ostern trafen die Schwiegereltern für die Feiertage ein. Frau Schneider, deren Eltern es ja waren, freute sich sehr. Herr Schneider stand nicht gerade Kopf vor Freude, er ließ nicht gerade die Wände hinauf vor Freude. Herr Schneider beherrschte sich eben Gertchen und Hannchen, die Kinder, zeigten Opapa und Omama solange ihre Spiel-sachen, bis sich Opapa an der Dampfmaschine den Zeigefinger verbrannte und Omama über einen Brummkreisler fiel. Dann versammelte man sich im Wohnzimmer.

Hier hatte Herr Schneider einen Korb mit vierzig schneeweißen Ostereiern bereitgestellt.

„Die wollen wir jetzt färben“, verkündete er. „Alle helfen mit, auch du, Schwiegerpapa, und du, Schwiegermama, und die Kinder, und du, Ottilie! Das macht Spaß, paßt mal auf!“

„Habt ihr Spezial Eierfarben?“ erkundigte sich der Schwiegervater.

Einen Augenblick lang zögerte Herr Schneider. Dann setzte er ein triumphierendes Lächeln auf und sprach:

„Eierfarben? Altmodisches Zeug! Kommt nicht mehr in Frage! Wißt ihr, wie die schönsten Farbeneffekte erzielt werden? Mit Tinte! Mit violetter Kopiertinte, jawohl! Ich

habe in einer Zeitschrift“, schwindelte Herr Schneider weiter, „Abbildungen von Ostereiern gesehen, die mit Kopiertinte gefärbt waren — also wunderbar, sage ich euch! Trägt man die Tinte dick auf — dann strahlt das Ei in dunkelviolettem Glanz! Etwas dünner — dann sieht das Ei aus, wie herrliche Morgenröte im Gebirge . . .“

„Violette Sonne habe ich noch nicht gesehen“, warf der Schwiegervater ein.

„ . . . und tupft man nur hier und da schwache Tintenflecke auf das Ei,“, fuhr Herr Schneider unbeirrt fort, „so erzielt man die Wirkung fabelhaftesten Marmors! Gert, hole von meinem Schreibtisch das Tintenfaß und aus dem Kinderzimmer deine Farbenpinsel, mein Junge!“

Als bald war alles zur Stelle. Herr Schneider tauchte einen Pinsel in die Kopiertinte und bestrich das erste Ei. Vermutlich hatte er ein wenig zuviel Kopiertinte aufgetragen. Denn als er mit einem gewissen Malerstolz das violettglänzende Ei dem Schwiegervater zur Begutachtung hinhielt, fiel ein schwerer violetter Tropfen auf dessen grau gestreifte Hose. Herr Schneider wischte sofort mit der flachen Hand über das Hosenbein, worauf sich der Tropfen in die Länge zog, etwa bis zur Kniescheibe.

„Die Hose ist hin!“ sagte der Schwiegervater, und in seiner Stimme klang etwas von aufziehendem Gewitter mit. Er stand auf und hielt mit Daumen und Zeigefinger das Hosenbein ab.

„Aber kein Gedanke!“ rief Herr Schneider und legte das Ei auf das Tisch Tuch, wo es einige Zentimeter weiter rollte und eine nicht zu verkennende Spur hinterließ. In seinem Schreden über dieses neuerliche Unglück ergriff Herr Schneider das Unglücks Ei mit der vollen Hand und legte es aufs Büffet. Auf dem Büffet lag ein Damastläufer, der nun auch seinen Teil Kopiertinte abbekam. Frau Schneider zerrte entsetzt an diesem Damastläufer, wobei die kristallene Obstschale ins Rutschen kam und in Scherben ging . . .

Indessen bemühte sich Herr Schneider um seinen Schwiegervater.

„Ich bitte natürlich sehr um Entschuldigung!“ rief er und ergriff des Schwiegervaters Rechte. Dabei hatte er den Zustand seiner Handfläche vergessen, die im schönsten Kopiertintenviolett glänzte. „Verzeihung! Aber das kleine Fleckchen geht bestimmt mit Zitrone heraus, Schwiegervater!“

Der Schwiegervater warf einen Blick auf das „kleine Fleckchen“, das sich inzwischen über die volle Länge seines Hosenoberschenfels ausgebreitet hatte und schlug sich voll des Jornes mit der flachen Hand auf den anderen Schenkel.

Ein Schrei des Entsetzens drang aus zwei Kantenhehlen: der Schwiegervater hatte für seinen empörten Schenkelschlag die von Herrn Schneider gedrückte Hand gewählt . . . Die Schwiegermutter stürzte auf ihren armen Mann zu. Der Schwiegervater schob sie mit beiden Händen von sich ab:

„Nach du dich nicht auch noch mit dem Zeug schmutzig!“ rief er. Als er aber im selben Moment die fünf violetten Abdrücke seiner Rechten auf der linken Schulter der Schwiegermutter erblickte, fuhr er sich entsetzt in den taubengrauen Vollbart, der von da ab in sanftem violetterm Schimmer glänzte.

Indessen hatte Frau Schneider eine Zitrone aus der Küche gebracht und zerschnitten. Hierbei war es nicht zu vermeiden, daß ein dünner Strahl dieser ätzenden Süßfrucht in ihr eigenes linkes Auge drang. Herr Schneider eilte hinzu und versuchte das Augenlid zu heben. So kam Frau Schneider zu einem violetten linken Auge . . .

Auch Gertchen und Hannchen blieben nicht verschont. Denn, als sie angesichts der Verfärbung der gesamten Familie ihrem unwiderstehlichen Lachdrang Folge leisteten — bekam jedes von ihnen von Herrn Schneider eins hinter die Ohren . . .

Am nächsten Tage kam der bestellte Bote von der chemischen Waschanstalt, und aus dem Seifengeschäft wurde eine umfangreiche Kollektion von Spezial-Eierfarben geschickt.

Am Nachmittag verschwand der Schwiegervater. Als es eine Stunde später klingelte, öffnete Frau Schneider und sagte zu einem fremden Mann:

„Hausieren und betteln zwecklos!“

Da sagte der fremde Herr: „Ich verbitte mir diese albernen Scherze von meiner eignen Tochter! Ich habe mir den Bart abnehmen lassen! . . .“

Tannhäufers Stab.

Ein Osterwunder.

Von Walter v. Kummel.

Mit unserer lieben, guten Erde ist eine Veränderung vor sich gegangen. Sie hat ihren weißbebarteten Liebhaber, der sie wohl freigebig mit weichem und dichten, schneeigem Hermelin geschmückt, ihr aber sonst statt warmer Liebe kalten Frost und hartes Eis ins Herz und Gebein gegossen, sie hat dem eifersüchtigen Alten, der niemand anderes neben sich duldete, endgültig den Lauspaß gegeben. Müde vom Kampf und vom vielen häuslichen Zwist, ruht sie sich nun aus, liegt in ihrem verblichnen, frostserschollenen Grasleide ganz still und schicksalsergeben da. Scheinbar nur. Denn die Sehnsucht ist in ihr bereits aufgestanden und liegt ihr in allen Gliedern. Ihre Träume gehen den endgültigen Erwecker, den Frühling, dessen nahende Schritte sie in der Ferne schon zu hören vermeint, überall suchen.

Ein feiner, silbriger Einheitston, gewoben aus Nebel, Dunst und halbverschleiertem Sonnenlicht, liegt, wenn man des Morgens hinausgeht, wie ein Vorhang der Erwartung über Nähe und Weite. Hundert erwachende Geheimnisse flüstern ringsum im fahlen Niedgras und zwischen den weiß schimmernden Stämmen der noch fahlen Birken. Die Weiden aber bringen schon eine kräftigere Farbe ins Bild. Stark und belebend ist bereits die treibende Kraft des Frühlings in ihre Zweige geschossen, rund um den See herum, den ich abspilere, liegt es wie ein Halsband, eine geschlossene, aus heißem Rot gewobene Kette. Zu den Füßen einer Weide aber ein lichteres und helleres, ein janthazintfarbnes Rot, eine in der Kahlheit, die sich rings noch breitet, geradezu tropisch anmutende Blüte, ein unerwarteter Seidelbast, dieser dem Venze vorausseilende treue und verlässliche Botengänger. Ab und zu auch schon ein weißer Stern in vergilbtem Wintergras, ein Schneeglöckchen, ein Maßliebchen, eine Anemone.

Plötzlich aber stehe ich verwundert still. An und für sich ist es ja gar nichts so Besondere, was meinen Schritt anhält, ist nichts als ein schräg in der weichen schwarzen Ufererde stehender und weit auf das Wasser hinausragender Weidenast. Aber das ist keine der tausenden anderen Weiden ringsum, der Ast ist ein alter Spezialbekannter vom vorigen Herbst. Schon damals fiel er mir auf, unlieb sogar. Irgend ein Fischdiele mochte ihn gewalttätig von seinem Stamm gebrochen, beschneiden, in den Boden gesteckt und an der Gabelung vorne seine Legangel aufgewickelt haben. Als ich seinerzeit den schwarzen, toten Ast zu Gesicht bekam, wollte ich ihn sogar ärgerlich kurzerhand ausreißen und ins Wasser werfen, damit der Fischdiele bei seiner Wiederkehr sein Handwerkzeug nicht mehr vorfände. Aber ich versank mit meinen leichten Halbschuhen bis über die Knöchel in Rasse und glitschige Sumpferde, stand von meinem Vorhaben ab, vergaß den alten Legangelsteden gänzlich.

Und heute? ... Der dünne, vertrocknete Weidenast, mit roher Hand vom Stamme gerissen, seiner Zweige, seiner Spitze gänzlich beraubt, zu einem kurzen Stode graulich verstümmelt, dieser tote Ast hat das verflossene halbe Jahr dazu benützt, Wurzel im feuchten Erdreich zu schlagen und hat bereits allenthalben Knospen angelegt. Schon wollen sich einige neugierige Blättlein, früher als ihre anderen Artgenossen, alle grün entfalten. Auferstanden wirklich von den Toten! ...

Noch zweier solcher Legangelsteden entsinne ich mich vom letzten Herbst her, beide am anderen Ende des Sees ganz wie dieser in den Boden gestochen. Rasch eile ich auch zu ihnen hin und siehe da, sie sind ebenfalls vom wiederkehrenden Frühling wieder zum Leben erweckt, mit reichem Knospenschmuck übersät worden.

Andächtig blicke ich auf mein Auferstehungswunder. Wie die scheintote Erde, wie meine dünnen Weidenstöcke über ein kurzes in Blust und Blüte stehen werden, so vielleicht auch mancher Mensch, der alles in sich für tot und erstorben gehalten hat, mancher Bruder im Leben, wenn er nur die Kraft des Glaubens und der Zuversicht aufzubringen vermag. Jenen aber, der noch nicht so weit und so stark ist, den möchte ich zu meinem knospenbesäten Lenzwunder am stillen See hinführen dürfen, daß auch er dort sein fursum corda in den bläulichen Himmel hinaufzubeten über sich brächte. Vor dem erbarmungsvollen Gleichnis von Tannhäufers Stab! ...

Der Brautwerber.

Von Alfred Vol.

Der Pfandmeister Heinrich Kettberg, ein stattlicher Mann in den Dreißigern, war seit sieben Jahren verwitwet. Hanna Willmann, eine hübsche Rheinländerin, führte ihm den Haushalt und betreute das Mariechen, sein einziges Kind. Dem Pfandmeister lag ob, in der Stadt Schuldsforderungen einzutreiben, keine leichte Aufgabe für einen Beamten, der gern Milde walten ließ und geneigt war, die Versteigerung der von ihm gepfändeten Gegenstände so lange wie möglich hinauszuschieben, wenn sie Deuten gehörten, die vom Unglück heimgesucht wurden. Er kam in Häuser, wo die Armut hinter der Tür saß und am Bettelstab schnitzte. Er traf Menschen, die mit saurer Arbeit gern ihr Brot verdient hätten, die so sehr sie sich auch mühten, keine Beschäftigung fanden. Rot und Glend, die zu ihm aufschrien, verurachteten ihm bittere Stunden. Sein Verus, bekannte er Hanna Willmann, war ihm in dieser trostlosen Zeit zuwider geworden.

„Die Welt“, sagte das Fräulein, „ist eine gesprungene Glode, sie klappert, aber sie klingt nicht mehr. Und doch, mein' ich, darf man die Flügel nicht hängen lassen. Es kann auch wieder besser werden.“

Der Pfandmeister lud vor Hanna seine Geschäftsbücher ab. Sie war klug, besaß scharfe Urteilskraft, dabei war Frohnut der Grundzug ihrer Wesenheit. Das Kind, das ihr anvertraut war, behandelte sie mit großer Güte. Sie erzählte ihm endzählende Märchen, in denen sich das Wunderbare mit dem Scherzhaften verknüpfte. Das Mariechen lauschte andachtsvoll, auch sein Vater, wenn er zugegen war, hörte mit Behagen zu.

Allwöchentlich erschien beim Pfandmeister als gern gesehener Gast sein Freund, der Buchhalter Rutherford, ein Junggesell, der die Bierzig bereits überschritten hatte, dessen sitzende Lebensweise sein Bäuchlein bedenklich anschwellen ließ. Er war bis über die Ohren in Hanna Willmann verliebt. Und es geschah, daß er eines Tags den Pfandmeister beiseite nahm.

„Heinrich, ich bin das Alleinsein müd. Sei so gut und klopfe einmal bei der Hanna Willmann an, ob sie Lust hat, mit mir den Hochzeitswein zu trinken.“

Dem Pfandmeister krieg das Blut zu Kopf. Donner und Doria! Was fiel dem Karl denn ein? Der wollte ihm seine treue Haushälterin nehmen? Die Hanna, die sein Kind wie eine Mutter behütete? Und er sollte den Brautwerber machen? Am liebsten hätte er dem Dickwast die Tür gezeigt. Doch beherrschte er sich. Er war nicht kleinlich. Die Entscheidung in dieser Sache lag nicht in seiner Hand. Beim Schicksal stand das Zukünftige.

„Ich werde das Fräulein fragen“, erwiderte er gefaßt. „Sei morgen um die selbe Zeit wieder hier.“

Nach dem Abendbrot brachte Hanna Willmann das Mariechen in seinem Stübchen zur Ruhe, trat dann ins Wohnzimmer.

„Ich möchte etwas Wichtiges mit Ihnen besprechen!“, wandte der Pfandmeister sich an sie. Er war ersichtlich besangen. Sie schaute erwartungsvoll zu ihm auf.

„Und das wäre?“

„Ich hole etwas weit aus, Fräulein Hanna. Heiraten ist ein Lotteriespiel, es kann gut ausfallen, es kann auch mit einer Enttäuschung enden. Man nimmt vielleicht den Flug zu hoch und muß von der Höhe wieder herunter. Um alltägliche Sorgen und Pflichten kommt keiner herum. Man muß sich selbst vergessen, muß sich überwinden, ja für den andern sich opfern können. Die reine Vernunft tut's beim Heiraten nicht allein, auch das Herz muß sprechen.“

Die Hanna hob die Schultern. Ihre Augen glänzten. Das Herz häupte ihr in der Brust.

„Herr Pfandmeister“, fiel sie ihm ins Wort, „Sie reden so fein, ein Pfarrer könnt's nicht besser machen. Daß Sie mich gern haben, weiß ich schon lang. Wenn Sie mich heiraten wollen, sag ich Ja!“

Seine Brauen rühten empor.

„Nun brat' mir einen einen Storch!“ rief er, von freudigem Schreck übermannt. „Ich steh' hier als Brautwerber für Ihren Verehrer Leopold Rutherford!“

Sie warf den Kopf zurück.

„Den hatt' ich nie genommen!“

Sein Antlitz erglänzte in hellen Farben.

„Herrgott, dann sind wir zwei einig!“

Er schloß sie in seine Arme. Auf ihren Lippen brannte sein Kuß.

Am andern Tag fand der Buchhalter sich ein. Das Brautpaar stellte sich ihm vor. Blässe und Röte wechselten auf seinem Gesicht. Seine Hände vollführten zaghafte Bewegungen.

„Jemandem hab' ich einmal gelesen“, brachte er wehmütig hervor, „Bestimmung! Wort, das die Welt überweht, du bist die eberne Pforte, durch die das Leben geht. Meine Lieben, ich gratuliere!“